



Deutungshoheit

In den vergangenen, langen Monaten der Pandemie hat die Wissenschaft wieder an Bedeutung, Aufmerksamkeit und Legitimität gewonnen. Das gilt nicht nur für die Virologie, in den Sozialwissenschaften ist es ähnlich. So wurde in der Hochphase der ersten Welle die Taktung der Anfragen aus Medien und Politik an das WZB enger, immer schneller sollten wir Neues vermelden. Wir konnten (und wollten) da nicht mitgehen.

Die Forschung lebt von sorgfältigen Prüfverfahren, von Transparenz, vom innerwissenschaftlichen Diskurs. Erst dann kommt der Transfer, die Kommunikation nach außen, in Gesellschaft und Politik.

Dieser Ablauf, eigentlich eine Selbstverständlichkeit, ist seit März verrutscht. Die Transparenz und der Diskurs innerhalb der Wissenschaften erlahmte ob der Hektik im Tagesgeschäft, ob fehlender Konferenzen oder verfehelter Konkurrenz. Die Medien gewannen die Deutungshoheit, konnten einordnen und gewichten. Christian Drosten sprach mit Journalisten, Alexander Kekulé ebenso; erst viel später sprachen sie dann endlich miteinander, und es kam zu einem direkten wissenschaftlichen Austausch. In anderen Bereichen war Ähnliches zu beobachten: Von manchen neuen Studien erfuhr ich beispielsweise erst durch Presseanfragen, in denen ich um eine Bewertung der neuen Ergebnisse gebeten wurde.

Für die Wissenschaft ist das nicht gut.

Aus dem kommunikativen Nebeneinander von Forschenden und Disziplinen muss deshalb wieder ein Miteinander werden, ein Verhandeln, Vergleichen und voneinander Lernen. Das geht auch in Corona-Zeiten. Die nötige Infrastruktur haben wir, die Vernetzung muss uns selbst gelingen. Die Medien können wir danach informieren.

Jutta Allmendinger